

SAROO  
BRIERLEY

# Mein langer Weg nach Hause



Wie ich als Fünfjähriger  
verloren ging und 25 Jahre  
später meine Familie  
wiederland

LESEPROBE

# 1

## Erinnerungen

In Hobart, wo ich aufgewachsen bin, hing eine Indienkarte an der Wand meines Zimmers. Dafür hatte meine Mum – meine Adoptivmutter – gesorgt, damit ich mich in meinem neuen Zuhause wohler fühlte. Ich war sechs Jahre alt, als ich dort eintraf, und noch so ungebildet, dass ich nicht einmal wusste, was eine Landkarte ist. Sie musste mir erklären, was es damit auf sich hatte und was sie darstellte.

Mum hatte das Haus mit indischen Gegenständen geschmückt. Es gab Hindu-Figuren, Ornamente und Glöckchen aus Messing und viele kleine Elefanten. Dass dies für einen australischen Haushalt keine gewöhnlichen Gegenstände waren, wusste ich natürlich auch nicht. Auf der Kommode in meinem Schlafzimmer lag außerdem ein mit indischen Motiven bedrucktes Tuch; darauf hockte eine mit bunten Kleidern ausgestaffierte, aus Holz geschnitzte Puppe. All dies war mir irgendwie vertraut, auch wenn ich derartige Dinge zuvor nie

zu Gesicht bekommen hatte. Andere Adoptiveltern wären vielleicht der Meinung gewesen, dass es mir bessergetan hätte, bei null anzufangen, ohne jeden Bezug zum Land meiner Geburt. Aber meine Hautfarbe verriet ohnehin meine exotische Herkunft, und meine Adoptiveltern hatten sich bewusst entschieden, ein Kind aus Indien anzunehmen.

In meiner Kindheit purzelten mir die zahllosen Ortsnamen auf der Karte im Kopf durcheinander. Lange bevor ich lesen konnte, wusste ich immerhin, dass das riesige V des indischen Subkontinents voller Städte und Ortschaften, Wüsten und Berge, Flüsse und Wälder ist. Dies alles – der Ganges, der Himalaja, Tiger, Götter! – faszinierte mich zunehmend. Beim Anblick der Karte verlor ich mich in Gedanken darüber, dass sich dort irgendwo der Ort versteckte, an dem ich zur Welt gekommen war. Ich wusste, dass er »Ginestlay« hieß, nicht aber, ob es sich um eine Stadt, ein Dorf oder vielleicht auch nur um ein Wohnviertel handelte. Auf der Karte war er jedenfalls nicht zu finden.

Ich kannte nicht einmal mein genaues Alter. In den offiziellen Dokumenten standen nur ein von den indischen Behörden geschätztes Geburtsdatum sowie der Tag meiner Ankunft im Waisenhaus, das mich zur Adoption freigab. Als verwirrtes kleines Kind hatte ich nicht viel zur Aufklärung meiner Identität oder meiner Herkunft beitragen können.

Darum wussten auch meine Adoptiveltern anfangs nicht, wie und warum ich verlorengegangen war. Sie wussten nur, dass man mich auf den Straßen Kalkuttas aufgelesen und mich, weil meine Familie nicht ausfindig zu machen war, in

das Waisenhaus gegeben hatte. Zum Glück für uns alle wurde ich schließlich von den Brierleys adoptiert. Sie zeigten mir Kalkutta auf der Karte und sagten, dass ich von dort käme. Dabei hörte ich den Namen dieser Stadt aus ihrem Mund zum ersten Mal. Erst ein Jahr nach meiner Adoption und als ich einigermaßen Englisch gelernt hatte, konnte ich meinen Stiefeltern beibringen, dass ich in Wirklichkeit nicht aus Kalkutta stammte und dass es mich nur dorthin verschlagen hatte, nachdem ich in einem Bahnhof in der Nähe von »Ginestlay« in einen Zug gestiegen war. Der Bahnhof habe »Bramapour«, »Berampur« oder ähnlich geheißen; er müsse sehr weit entfernt von Kalkutta liegen, doch wo genau, habe mir damals niemand sagen können.

Nach meiner Ankunft in meinem neuen Zuhause war die Zukunft erst einmal wichtiger als die Vergangenheit. In einer Welt, die völlig anders war als die Umgebung meiner ersten fünf Jahre, sollte für mich ein neues Leben beginnen, und meine Stiefeltern halfen mir nach Kräften über die größten Schwierigkeiten hinweg. Für meine Mum war offenbar klar, dass ich die sprachliche Hürde in kürzester Zeit von selbst überwinden würde, denn sie drängte mich nicht, Englisch zu lernen, und hielt es stattdessen für wichtiger, dass ich mich wohl fühlte und Vertrauen fasste. Dafür braucht man keine Worte. Sie kannte ein indisches Paar in der Nachbarschaft, Saleen und Jacob. Wir besuchten die beiden häufig und aßen mit ihnen zusammen indisch. Sie sprachen mit mir in meiner Muttersprache, stellten einfache Fragen und übersetzten, was mich meine Eltern über unser neues Zusammenleben wissen

lassen wollten. Ich kam aus sehr einfachen Verhältnissen und sprach nur ein paar Brocken Hindi, doch verstanden zu werden half mir sehr, mich in der fremden Umgebung zurechtzufinden. Wenn Gesten und Handzeichen zur Verständigung mit meinen Stiefeltern nicht ausreichten, konnten wir uns immer an Saleen und Jacob wenden, so dass die Kommunikation eigentlich nie ins Stocken geriet.

Wie Kindern überhaupt, fiel es auch mir recht leicht, die neue Sprache zu erlernen. Anfangs kam ich allerdings nur selten auf meine Vergangenheit in Indien zu sprechen. Meine Eltern wollten mich nicht bedrängen und warteten geduldig ab, bis ich dazu bereit war, und anscheinend machte ich mir auch nicht allzu viele Gedanken darum. Doch Mum erinnert sich, dass ich einmal – ich war sieben Jahre alt – scheinbar unvermittelt in Aufregung geriet und ausrief: »Me begot!« Ich hatte sagen wollen, dass ich etwas vergessen hatte – *I forgot* –, aber herausgekommen war fälschlicherweise »Mich begattete«. Meine Mum konnte sich schließlich dennoch einen Reim auf meinen Ausbruch machen: Ich hatte in meiner Vorstellung den Weg zur Schule nahe meinem indischen Zuhause nicht mehr nachvollziehen können, den ich oft mitgegangen war, um die Schüler zu beobachten. Das hatte mich verstört. Wir einigten uns darauf, dass die Sache nicht so tragisch sei. Aber tief im Innern war sie mir offenbar wichtig. Von der Vergangenheit waren mir schließlich nur die Erinnerungen geblieben, und im Stillen führte ich sie mir immer wieder vor Augen, um sicherzugehen, dass sie nicht verblassten.

Im Grunde ging mir die Vergangenheit ständig durch den

Kopf. Besonders nachts wurde sie wach; es fiel mir dann schwer, mich zu beruhigen, um schlafen zu können. Tagsüber war ich von den vielen Dingen, die ich zu tun hatte, meist abgelenkt. Aber selbst dann wanderten meine Gedanken immer wieder in die frühen Jahre zurück. Darum und weil ich entschlossen war, nicht zu vergessen, blieben mir meine Kindheitserfahrungen in Indien deutlich vor Augen. Sie ergaben ein fast vollständiges, detailliertes Bild – von meiner Familie, meinem Zuhause und den traumatischen Umständen der Trennung. Manche dieser Erinnerungen waren schön, andere schlimm, doch ich konnte die einen ohne die anderen nicht halten und hielt darum an allen fest.

Mein Wechsel in ein anderes Land und eine andere Kultur war weniger schwierig, als man annehmen würde, denn verglichen mit den Verhältnissen meiner frühen Kindheit in Indien hatte ich es in Australien sehr viel besser. Natürlich wollte ich meine leibliche Mutter wiedersehen, aber als mir klar wurde, dass diese Hoffnung aussichtslos war, beschloss ich, mich an jeden Strohalm zu klammern, der mich überleben ließ. Mum und Dad waren sehr liebevoll, von Anfang an, zärtlich und immer darauf bedacht, dass ich mich sicher, geliebt und vor allem *erwünscht* fühlte. Für ein Kind, das sein Zuhause verloren und erfahren hat, dass sich kaum jemand darum kümmert, bedeutet dies unendlich viel. Ich vertraute mich ihnen vollkommen an. Schon im Alter von sechs Jahren (wenn ich davon ausgehe, dass ich zu diesem Zeitpunkt wirklich sechs Jahre alt war) begriff ich, dass mir eine zweite Chance gewährt worden war, was im Leben selten

genug der Fall ist. In kürzester Zeit wurde aus mir Saroo Brierley.

In meinem neuen Zuhause in Hobart fühlte ich mich geborgen, und ich dachte, dass es vielleicht falsch sei, immer wieder zurückzublicken, und dass mein neues Leben von mir verlange, mit der Vergangenheit abzuschließen. Darum behielt ich meine nächtlichen Gedanken für mich. Mir fehlten auch die sprachlichen Mittel, sie zu formulieren. Und außerdem hatte ich keine Vorstellung davon, wie ungewöhnlich meine Geschichte war. Sie hatte mir zwar schrecklich zugesetzt, aber ich dachte, dass so etwas eben passiert. Erst sehr viel später, als ich mich auch anderen Leuten anvertraute, entnahm ich ihren Reaktionen, dass das, was mir widerfahren war, alles andere als gewöhnlich ist.

Manchmal setzten sich meine nächtlichen Gedanken bei Tage fort. Ich erinnere mich, mit Mum und Dad einmal im Kino den Film *Salaam Bombay!* gesehen zu haben. Er handelt von einem kleinen Jungen, der in einer indischen Großstadt zu überleben versucht, in der Hoffnung, zu seiner Mutter zurückkehren zu können. Die Bilder rührten quälende Erinnerungen in mir auf und brachten mich zum Weinen, was sich meine Eltern, die mir mit dem Film eine Freude machen wollten, nicht erklären konnten.

Zu ähnlichen emotionalen Turbulenzen führte bei mir auch traurige Musik, insbesondere Klassik. Kleine Kinder weinen zu sehen und zu hören wirkte ebenso stark auf mich, doch was mich am meisten aufwühlte, war der Anblick anderer kinderreicher Familien, wohl weil sie mich trotz

meines günstigen Schicksals daran erinnerten, was ich verloren hatte.

Mit der Zeit legte sich meine Scheu davor, über meine Vergangenheit zu sprechen. Schon etwa ein, zwei Monate nach meiner Ankunft erzählte ich Saleen in wenigen Worten von meiner indischen Familie – Mutter, Schwester, zwei Brüder – und davon, dass ich von meinem Bruder getrennt worden und verlorengegangen war. Viel mehr konnte ich damals nicht erklären, und Saleen hörte mir freundlicherweise einfach nur zu, ohne mich mit Nachfragen zu verwirren. Als ich mich auf Englisch besser ausdrücken konnte, teilte ich Mum und Dad sporadisch weitere Einzelheiten mit, etwa, dass mein Vater die Familie verlassen hatte, als ich noch sehr klein gewesen war. Die meiste Zeit aber konzentrierte ich mich auf die Gegenwart. Ich ging zur Schule, schloss Freundschaften und entdeckte meine Liebe zum Sport.

Dann, an einem verregneten Wochenende ungefähr ein Jahr nach meiner Ankunft in Hobart, überraschte ich Mum – und mich selbst – damit, dass ich aus freien Stücken ausführlich auf mein Leben in Indien zu sprechen kam. Wahrscheinlich fühlte ich mich inzwischen sicher genug, nicht zuletzt sprachlich, so dass ich meine Erfahrungen in Worte fassen konnte. Ich erzählte ihr mehr als je zuvor: davon, dass wir in unserer Armut oft hungern mussten und dass mich meine Mutter manchmal mit einem leeren Topf losgeschickt hatte, um in der Nachbarschaft Essensreste zu erbetteln. Es war ein sehr bewegendes Gespräch, während dessen mich Mum eng an sich gedrückt hatte. Sie schlug mir vor, eine Skizze von dem Ort



meiner Geburt zu zeichnen und die Wege einzutragen, die ich gegangen war, zum Fluss, wo ich mit anderen Kindern gespielt hatte, und zum Bahnhof, wohin eine Straße führte, über die sich eine Brücke spannte. Mit den Fingern fuhren wir die Strecken nach und machten uns dann gemeinsam daran, den Grundriss meines Zuhauses im Detail zu rekonstruieren. Wir markierten die Stellen, an denen die einzelnen Familienmitglieder geschlafen hatten, und notierten sogar die Reihenfolge, wann wer zu Bett gegangen war. Je besser mein Englisch wurde, desto vollständiger wurde diese Skizze. Sie half auch meinen Erinnerungen wieder auf die Sprünge, so dass ich Mum halbwegs die Umstände erklären konnte, die dazu geführt hatten, dass ich verlorengegangen war. Sie machte sich Notizen, malte eine geschwungene Linie auf die Indienkarte in Richtung Kalkutta und schrieb dazu: »eine sehr weite Reise«.

Ein paar Monate später fuhren wir nach Melbourne, wo wir andere Kinder trafen, die aus demselben Waisenhaus in Kalkutta adoptiert worden waren wie ich. Mich mit ihnen auf Hindi austauschen zu können brachte längst verschüttete Erinnerungen ans Licht. Zum ersten Mal konnte ich meiner Mum berichten, dass mein Heimatort Ginestlay hieß, und als sie mich fragte, wo der denn liege, antwortete ich zuversichtlich, wenn auch ein wenig unlogisch: »Du könntest mit mir dorthin fahren, dann zeige ich ihn dir. Ich kenne den Weg.«

Den Namen meines Herkunftsortes zum ersten Mal seit meiner Ankunft in Australien laut ausgesprochen zu haben war, als hätte sich ein Ventil geöffnet. Wenig später offenbarte ich einer Lehrerin, die ich sehr mochte, eine noch vollständi-

gere Version der Ereignisse, die zur Trennung von meiner Familie geführt hatten. Sie reagierte genauso erstaunt wie Mum, machte sich aber ebenfalls Notizen, über anderthalb Stunden lang. Mir mochte Australien noch fremd sein, aber meiner Mum und meiner Lehrerin musste das, was ich zu berichten hatte, so seltsam vorgekommen sein, als hätte es sich auf einem anderen Planeten abgespielt.

Die Geschichte, die ich ihnen erzählte, handelte von Menschen und Orten, die mir seitdem immer und immer wieder durch den Kopf gingen und an die ich auch in den folgenden Jahren ständig denken musste. In meinen Erinnerungen ist bis heute natürlich die eine oder andere Lücke. Manchmal bin ich mir nicht sicher, in welcher Reihenfolge sich einzelne Vorfälle abspielten oder wie groß die zeitlichen Abstände sind, die zwischen ihnen lagen. Es fällt mir auch mitunter schwer zu unterscheiden, was ich damals als Kind in Indien beziehungsweise als Heranwachsender in Australien gedacht und empfunden habe. Es mag sein, dass meine wiederholten Reisen und Versuche, Hinweise aus der Vergangenheit zu bergen, die Faktenlage ein wenig durcheinandergebracht haben, doch der überwiegende Teil meiner Kindheitserfahrungen bleibt in meiner Erinnerung lebendig und klar.

Es hat mich damals sehr erleichtert, meine Geschichte zu erzählen. Heute, nachdem die Ereignisse vor zwei Jahren mein Leben so verändert haben, bin ich überglücklich, meine Erfahrungen teilen und damit anderen vielleicht sogar Hoffnung machen zu können.

## 2

# Aus den Augen verloren

Meine frühesten Erinnerungen reichen zurück in die Zeit, als ich auf meine kleine Schwester Shekila aufpassen musste; wenn wir Verstecken spielten, lachte sie über das ganze Gesicht, das meist recht schmutzig war. Und ich erinnere mich an lange, warme Nächte während der heißen Monate, wenn wir uns mit den anderen Bewohnern des Hauses draußen im Hof trafen, jemand Harmonium spielte und andere dazu sangen. Ich gehörte ohne jeden Zweifel dazu und fühlte mich wohl in solchen Nächten. Die Frauen holten Bettzeug und Decken nach draußen. Wir mummelten uns darin ein und schauten zu den Sternen auf, bis uns die Augen zufielen.

So war es in unserem ersten Heim, in dem ich zur Welt gekommen bin; wir teilten es uns mit einer anderen Hindu-Familie. Sie belegte eine, wir die andere Hälfte eines großen zentralen Raums, der mit Ziegeln ummauert und mit einem Estrich aus Kuhdung, Stroh und Lehm ausgelegt war. Unsere

Unterkunft war sehr einfach, aber gewiss nicht einer jener Vorschläge in den Slums, *chawl* genannt, in denen die Ärmsten der Armen solcher Riesenstädte wie Mumbai und Delhi hausen müssen. Trotz der beengten Verhältnisse kamen wir alle in der gemeinsamen Wohnung gut zurecht. Meine Erinnerungen an diese Zeit zählen zu den glücklichsten.

Meine Mutter war eine Hindu, mein Vater Muslim – ihre Ehe war eine ungewöhnliche Verbindung zur damaligen Zeit, und sie hielt auch nicht lange. Mein Vater verbrachte nur wenig Zeit mit uns – später erfuhr ich, dass er sich eine zweite Frau genommen hatte; Mutter musste uns mehr oder weniger allein aufziehen. Obwohl wir selbst keine Muslime waren, zog sie mit uns in den muslimischen Teil der Stadt, wo ich meine Kindheit verbrachte. Meine Mutter war sehr schön und schlank und hatte lange, glänzende Haare. Ich erinnere mich an sie als die hübscheste Frau der Welt. Neben meiner Mutter und meiner kleinen Schwester gab es noch meine älteren Brüder Guddu und Kallu, zu denen ich voller Liebe und Verehrung aufblickte.

In unserem zweiten Zuhause waren wir für uns allein, hatten aber noch weniger Platz. Die Wohnung war eine von dreien im Erdgeschoss eines roten Ziegelhauses. Auch hier bestand der Boden aus gestampftem Kuhdung und Lehm. Uns stand bloß ein Raum zur Verfügung. In der einen Ecke befand sich eine kleine Feuerstelle, gegenüber ein Lehmtrug mit Trinkwasser, mit dem wir uns auch wuschen. Es gab nur eine einzige Ablage, auf der wir tagsüber unsere Schlafdecken aufbewahrten. Das Haus war baufällig; überall bröckelte es.

Meine Brüder und ich zogen manchmal einen Ziegelstein aus der Mauer und lugten aus Spaß durch das Loch nach draußen, um es gleich darauf wieder zu verschließen.

In unserer Stadt war es, von der Regenzeit abgesehen, heiß und trocken. Den Bergen in der Ferne entsprang ein Fluss, der an der alten Stadtmauer entlangströmte. Im Sommer ließ der Monsun ihn über die Ufer treten, so dass die Felder ringsum überschwemmt wurden. Die kleinen Fische, auf die wir sonst Jagd machten, konnten wir erst dann wieder zu fangen versuchen, wenn der Regen nachließ und der Fluss abschwoll. Auch der Fußgängertunnel unter der Eisenbahn, die den Fluss überquerte, lief während der Regenzeit immer voll Wasser. Trotz des Staubs und der Steinchen, die herabfielen, wenn ein Zug vorbeifuhr, war dieser Tunnel sonst der Ort, an dem wir am liebsten spielten.

In unserem Viertel gab es nur sehr arme Leute, von denen viele für die Eisenbahn arbeiteten. Für die wohlhabenderen Bürger jenseits der Bahntrasse lebten wir buchstäblich auf der falschen Seite. Die Häuser waren durchweg alt, manche drohten einzustürzen. Wer nicht in einer Sozialwohnung unterkam, musste – wie wir – mit einer winzigen Hütte vorliebnehmen, bestehend aus einem, höchstens zwei Räumen. Alle waren ähnlich ausgestattet: mit Regal, niedrigem Holzbett und einem Wasserhahn über einem Ausguss.

Die ungepflasterten Straßen waren, von uns Kindern abgesehen, voller Kühe, selbst im Stadtzentrum, wo sie oft inmitten des hektischen Verkehrs auf dem Boden lagen und vor sich hin dösten. Schweine trieben sich in Rotten herum;